

Navid Kermani

IN DIE
ANDERE
RICHTUNG
JETZT

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Pressesperrfrist für Rezensionen:

19. September 2024

Die Veröffentlichung einer Rezension
vor Ablauf der Sperrfrist ist nur mit vorheriger
schriftlicher Genehmigung des
Verlags C.H.Beck erlaubt.

Navid Kermani

IN DIE
ANDERE
RICHTUNG
JETZT

Eine Reise durch Ostafrika

C.H.BECK

Die Afrika-Reise von Navid Kermani wurde
von der Stiftung Mercator gefördert.

Mit einer Karte
von Peter Palm, Berlin

Bildnachweis für die Leseprobe
S. 7 und 9: © Moises Saman/Magnum Photos

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

www.navidkermani.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: © Photographie de Pierrot Men
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Beltz, Grafische Betriebe, Bad Langesalza
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
Werbemittel-Nr. 2 58 5 1 8

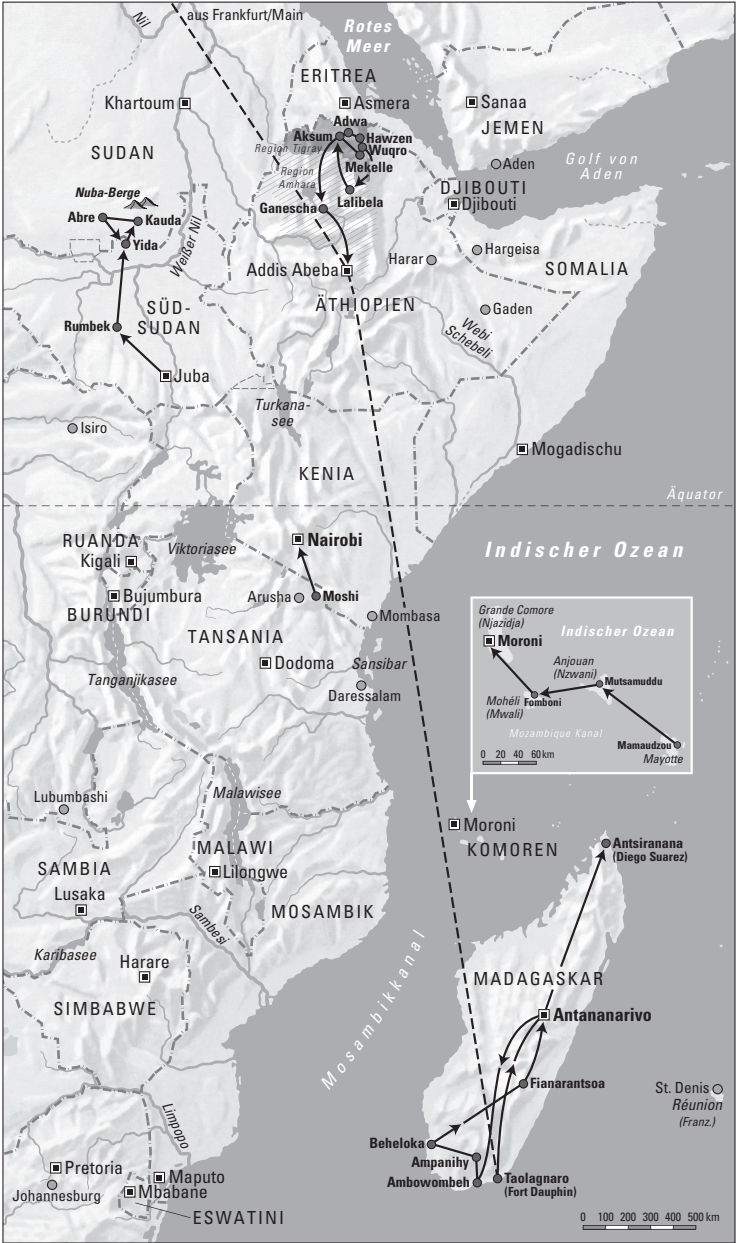


verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Eine Reise durch Ostafrika

Navid Kermani ist vom Süden Madagaskars bis in die Nuba-Berge im Sudan gereist. Behutsam, am einfühlsam beobachteten Detail, ohne große Thesen, läßt er den Osten Afrikas lebendig werden. Aber zugleich, aus neuer Perspektive, denkt Navid Kermani über die Themen auch unserer Gegenwart nach, über Klimawandel, Krieg oder Identität sowie die grundsätzlichen Fragen der Existenz.

Bis heute gilt Afrika als der «vergessene Kontinent», dabei ist es spätestens seit dem 19. Jahrhundert vor allem der umkämpfte Kontinent. Europäische Kolonialmächte haben hier tiefe Wunden hinterlassen. Der arabische Norden trägt seine Religion und Kultur in den Süden, oft mit Gewalt. China und der Westen konkurrieren um Bodenschätze und Einfluß. Vergessen ist Afrika vor allem da, wo es nichts zu holen gibt, etwa auf Madagaskar. Hier haben die Vereinten Nationen die erste Hungersnot deklariert, die vom Klimawandel verursacht wurde. Hier beginnt die Reise, die Navid Kermani für DIE ZEIT unternommen hat. Sie führt ihn weiter über die Komoren, Tansania, Kenia und Äthiopien bis in den Sudan. Wo andere Schriftsteller Ursprünglichkeit suchten, entdeckt Navid Kermani Bevölkerungen und Kulturen in Bewegung, oft auf der Flucht vor Krieg und Dürre. Vor allem aber haben sie schon immer kreativ neue kulturelle Einflüsse aufgegriffen und zu etwas Eigenem gemacht. Das zeigt sich nirgends so deutlich wie in der Musik. Sie bildet den heimlichen roten Faden des glänzend geschriebenen Buches, das einem unwiderstehlichen literarischen Rhythmus folgt.



Ni aus Frankfurt/Main

ERITREA

SUDAN

JEMEN

DJIBOUTI

SOMALIA

SÜD-SUDAN

ÄTHIOPIEN

KENIA

RUANDA

BURUNDI

TANSANIA

SAMBIA

MALAWI

MOSAMBIK

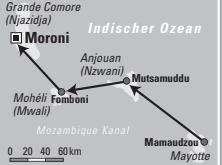
SIMBABWE

ESWATINI

Äquator

Indischer Ozean

Indischer Ozean

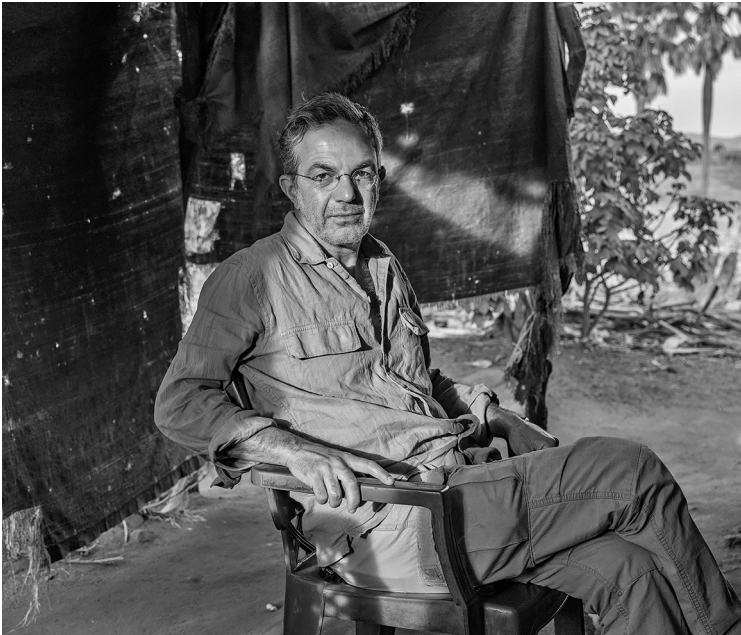


KOMOREN

MADAGASKAR

St. Denis
Réunion
(Franz.)

0 100 200 300 400 500 km



Navid Kermani ist habilitierter Orientalist und lebt als freier Schriftsteller in Köln. Für sein Werk wurde er u. a. mit dem Kleist-Preis, dem Breitbach-Preis, dem Hölderlin-Preis und dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet. 2024 erhält er den Thomas-Mann-Preis. Bei C.H.Beck erscheinen seine Sachbücher und hochgelobten Reportagen, zuletzt «Entlang den Gräben. Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan» (5. Aufl. 2020, C.H.Beck Paperback 5. Aufl. 2023) und «Einbruch der Wirklichkeit. Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa» (4. Aufl. 2016).

**«Ein großartiger Reporter –
neugierig, offen und schwer zu ermüden.»**

Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Der Reporter Navid Kermani ist fasziniert von der Fremde. Zu seiner Neugier auch auf unbequeme Wahrheiten kommt eine große Fähigkeit zur Einfühlung: Der Versuch, schreibend zu verstehen, was Menschen trennt – und was sie verbindet.»

ARD ttt

«Navid Kermani zeigt uns, was kritische Intellektualität heute zu leisten hat und was sie bewirken kann.»

Hubert Spiegel, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Kermanis Gabe, tief zuzuhören und bewusst zu sehen, ist eine seltene, die in Zeiten von Fanatismus, Fake News und Fremdenangst Gold wert ist.» *Marian Brehmer, REPORTER*

«Als Grenzgänger zwischen den Genres, der ebenso die Kunst die Romanschreibens beherrscht wie die glasklare Sprache des Essays, schafft Kermani Texte von poetischer Kraft und analytischer Einsicht.»

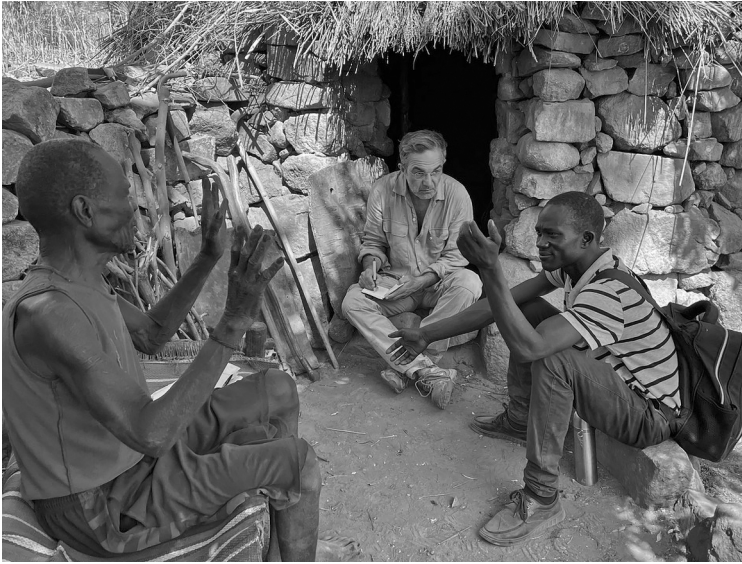
Neue Zürcher Zeitung

«Einer der wichtigsten deutschen Autoren und zugleich eine der bedeutendsten politischen Stimmen des Landes.»

Mithu Sanyal, Deutschlandfunk Kultur

«Kermanis beispielhafte Stärke liegt darin, dass er die Werte, die den seinen entgegengesetzt sind, wahr und vor allem Ernst nimmt. Er lernt.»

Franz Sommerfeld, Berliner Zeitung



*Navid Kermani mit einem traditionellen Heiler (links)
und einem Übersetzer in den Nuba-Bergen*

«Als Zuhörer und Beobachter hat es Navid Kermani zu einer Meisterschaft gebracht, die ihresgleichen sucht. ... Kermanis Blick ist gleichermaßen persönlich wie repräsentativ – weil er immer wieder die Seiten und die Perspektiven wechselt, über vermeintlich unüberwindliche Gräben springt, Fronten überwindet, alle Seiten zu Wort und zu ihrem Recht kommen lässt.»
Joachim Frank, Kölner Stadtanzeiger

«Einer der wenigen Neugierigen.» *Berliner Zeitung*

«Poetisch und suchend, zweifelnd und wissend.»
Adam Soboczynski, DIE ZEIT

Inhalt

HINREISE

KLIMA

Im Süden Madagaskars

EWIGKEIT

Im Hochland Madagaskars

RHYTHMUS

Bei Nainako und seinen Freunden in Antananarivo

ENTWICKLUNG

Auf den Komoren

Mayotte: Aus der Tauschwirtschaft in die Europäische Union

Anjouan: Am Anfang der Lieferkette

Moheli: Hier hast du nur Vergangenheit

Grande Comore: Wie im alten Athen

FRIEDEN

Im Norden Tansanias

KOLONIALISMUS

Nairobi

KRIEG

In der Region Tigray im Norden Äthiopiens

GEBET

In den Kirchen und Klöstern Äthiopiens

JAZZ

Mit Mulatu Astatke in Addis Abeba

IDENTITÄT

In den Nuba-Bergen

REISE

Mosambik

DANK

KLIMA

Im Süden Madagaskars

Es ist der Staub auf allen Gesichtern, weil das Wasser nicht einmal reicht, um den Durst zu stillen. Kochen ist ebenfalls wichtiger als Waschen: Maniok oder Reis mit den gekochten Blättern von Süßkartoffeln, nicht mehr die Süßkartoffeln selbst. Es sind die roten Lippen wie von Lippenstift, wo die Früchte von Kaktusbäumen zum Hauptnahrungsmittel geworden sind. Ja, es sind die aufgeblähten Bäuche der Kinder und die dünnen Beine auch der Männer. Wo es noch Vieh gibt, sind es die Rinderkarren, die einen Berg von gelben Kanistern von Dorf zu Dorf fahren, jeder faßt zwanzig Liter. Es sind die Preise für die Kanister, die steigen, je weiter das Wasser gebracht wird. Allerdings sind die Rinder dort, wo der Weg zum Wasser besonders weit ist, meist bereits verkauft oder verendet. Dann sieht man ganze Kolonnen von schmalen, gebeugten Gestalten, die eine Stange mit je einem Kanister links und rechts auf dem Nacken tragen: fünf, sieben, sogar fünfzehn Kilometer haben wir auf dem Tacho unseres Pickups gezählt. Wo er die Kraft hernimmt, fragen wir einen. Er legt die vierzig Kilo auf dem Boden ab und antwortet, er habe Frau und Kinder. Also aus Liebe, denke ich und weiß doch, daß das viel zu romantisch ist. Also woher? Es muß noch elementarer sein als Liebe.

Bist du ihm böse, frage ich Toetsaze'e, deren Mann angekündigt, anderswo nach Arbeit zu suchen, weil der Boden keinen Ertrag mehr brachte. Gemeldet hat er sich nie mehr. Mit drei Kindern lebt die junge Frau nun in einem Flüchtlingscamp neben dem Markt der Stadt Ambovombe. Camp, das klingt

nach etwas. Tatsächlich handelt es sich um den Stellplatz für die Rinderkarren, um die herum siebzig Haushalte ihre Zelte aufgeschlagen haben. Zelte? Nichts als ein paar Stöcke, über die hüfthoch Plastikfolie aus gebrauchten Reissäcken gelegt ist. Wenn kein Markt ist, spielen die Kinder auf dem Platz Fußball mit einer Kugel, die aus zusammengebundenen Plastikfolien besteht. Allerdings sind viele Kinder krank: Husten, Kopfschmerz, Durchfall oder Ausschläge. Kein Wunder, wenn man auf einem Viehplatz lebt.

Nein, ich bin ihm nicht böse, antwortet Toetsaze'e: Wenn er mich lieben würde, würde ich ihm meinen Zorn zeigen, aber so halte ich mich nicht mit ihm auf. Sammle jeden Tag mit den Kindern Holz, verkaufe es auf dem Markt und kaufe meiner Mutter etwas zu essen, die zu alt ist, um mit in den Wald zu gehen: Ich habe keine Kraft, um wütend zu sein. Ihr Verdienst: 1000 bis 3000 Aryari am Tag, umgerechnet 25 bis 75 Cent. Das reicht für ein paar Nudeln oder ein bißchen Reis mit so gut wie nichts. Immerhin gibt es hier einen Wasserhahn, einen einzigen für siebzig Haushalte und das Vieh, und der Besitzer des Grundstücks sei ein großzügiger Mann. Manchmal stecke er den Flüchtlingen etwas Essen zu oder besorge für die Kinder Medizin. Zweimal im Jahr bringe noch irgendeine Organisation ein paar Säcke Reis. Die meisten Hilfswerke, die in den Süden Madagaskars geeilt waren, nachdem die Vereinten Nationen im Herbst 2021 die erste klimabedingte Hungersnot der Welt ausgerufen hatten, haben ihre Arbeit inzwischen reduziert oder an die Ostküste Madagaskars verlagert, über die im Februar 2022 eine Serie von Zyklonen zog. Dabei droht im nächsten Herbst die Dürre in ganz Ostafrika zu Hungersnöten zu führen, ohne daß mehr Geld für die Hilfe zur Verfügung steht – und obwohl jeder Sack Reis und jede Kelle Bohnen um

ein Viertel teurer geworden ist seit Ausbruch des Kriegs in der Ukraine, der für die Menschen dort so fern ist wie für uns die Kriege im Jemen oder in Äthiopien. Und vor Rußlands Angriff hatte bereits die Pandemie die Wirtschaft in eine schwere Krise gestürzt, ohne daß irgendwelche Reserven vorhanden waren, nicht beim Staat und schon gar nicht bei der Bevölkerung eines der ärmsten Länder der Welt. Und vor dem Zelt nebenan sitzt reglos Tomeisoa, mit einundfünfzig Jahren bereits ein alter und gebrechlicher Mann, der uns ebenfalls seine Geschichte erzählt:

Er nahm einen Kredit auf, um Samen zu kaufen, dann fiel die Ernte aus, deshalb mußte er sein Vieh verkaufen. Als die Ernte zum fünften Mal hintereinander ausfiel, verkaufte er auch seinen Grund und suchte sein Glück in der Stadt, das ist zwei Jahre her. Seitdem sind zwei weitere Ernten ausgefallen im Süden Madagaskars, eigentlich ein fruchtbares Land. Seine Frau starb, bevor sie das Camp erreichten, er sagt, er vermißt sie sehr. Die beiden Kinder, die noch mit ihm leben, sammeln im Wald Holz. Er selbst hat als Wasserträger gearbeitet, aber dafür ist er jetzt zu schwach. An Markttagen erbettelt er ein paar Aryari hinzu oder etwas Nahrung. Spätestens wenn alle Kinder weg sind, will er auch nicht mehr betteln. Dann will er nur noch sitzenbleiben vorm Zelt.

Es sind die Wälder, die verschwinden, es sind die vielen Baumstümpfe entlang des Wegs, riesige Flächen, auf denen nur noch Stümpfe stehen. Neben den Wasserkanistern sind es die Kohlesäcke, die man entlang den Pisten und auf den Märkten am häufigsten sieht. Womit sonst will man den Reis kochen, wenn es nicht einmal in den Städten ein Stromnetz gibt, kein Gas, kein fließend Wasser, weit und breit keinen Asphalt. An einem kleinen Stand mit Kohlesäcken halten wir an. Rechts

der Piste ein Naturschutzgebiet, das erkennen läßt, wie es links der Piste vor ein paar Jahren noch ausgesehen haben muß, nämlich grün von Blättern und von den Pflanzen, die sich zwischen den Stämmen ausbreiten. Jetzt sieht man links einen Wald, der mehr aus braunen Zwischenräumen als aus Bäumen besteht. Eine winzige Hütte mit einem unverglasten Fenster, von dem aus die Geschäfte geführt werden, ein Hinterzimmer, und in der Winzigkeit wohnen mehr als zwanzig Menschen, wie wir erstaunt erfahren. Jetzt schaut uns die Familie Vommanitrarimanana erwartungsvoll an, aus der Tür, aus dem Fenster, von vor der Hütte, offenbar genauso erstaunt wie wir. Seit neun Jahren verkauft sie bereits Kohle, und mittlerweile ist das ihr einziger Verdienst, denn geerntet hat sie seit sieben Jahren praktisch nichts. Wie teuer ist ein Sack? Umgerechnet 1,75 Euro, allerdings haben die Vommanitrarimanas seit einem Monat nichts verkauft, weil die Kohle weiter östlich billiger angeboten wird, wo noch mehr Wald ist. Nächsten Monat werde sie dort hoffentlich wieder teurer, es muß nur etwas passieren. Was soll passieren? Nach den Zyklonen im Februar konnten sie den Sack für beinahe drei Euro verkaufen, es werden nicht die letzten gewesen sein.

Und was, wenn Ihr Land abgeholzt sein wird?, frage ich.

Ich holze höchstens die Hälfte ab, damit für die Kinder etwas bleibt, antwortet der Vater.

Und wenn die Kinder die andere Hälfte abgeholzt haben, was dann?

Dann bin ich nicht mehr da.

Haben Sie denn nie darüber nachgedacht, immer nur so viel abzuholzen, wie Sie auch nachpflanzen können?

Nein, für die Schößlinge fehlt uns das Geld. Wenn wir einen Sack verkaufen, dann geben wir alles Geld für Reis aus.

Ich wundere mich, daß das Naturschutzgebiet auf der anderen Straßenseite noch unberührt zu sein scheint. Und auch ihr eigener Wald, ist er nicht ebenfalls gefährdet, oder wie schützen sie ihn vor Holzdieben, die es bei der Armut doch sicher geben wird? Nein, bei uns nicht, sagt der Vater, für uns ist der Wald heilig, das haben wir von unseren Vorfahren gelernt. Wenn jemand fremdes Holz schlägt, ereilt ihn ein Unglück. Also holzt jeder nur die eigene Zukunft ab.

Es ist die eigene Scham. Haben Sie irgendeine Ahnung, warum es nicht regnet?, frage ich. Nein, das wird wohl von Gott gewollt sein, antwortet Herr Vommanitrarimanana, das Wort Klimawandel hat weder er noch irgendein anderes Familienmitglied je gehört. Und ich stehe vor ihnen, komme aus einem Land, das mit am meisten Emissionen produziert, während Madagaskar lediglich 0,01 Prozent beiträgt. Vom Kolonialismus, mit dem auch auf Madagaskar die Ausbeutung der Natur begann, wissen sie erst recht nichts. Der Krieg in der Ukraine, der so viele Lebensmittel unbezahlbar gemacht hat, ist ihnen ebenfalls unbekannt. Fast ist es ein Trost, daß auch Corona sehr weit weg ist. Mit dem Wort, immerhin, wissen sie etwas anzufangen und meinen, daß wenigstens diese Krankheit nur in den Städten vorkommt. Daß der Tourismus eingebrochen ist und damit die Einnahmen des Staates, davon merkt man im Süden Madagaskars ebenfalls nichts. Der Staat hat auch vor der Pandemie kaum etwas in den Süden investiert, seit dreißig, vierzig Jahren nicht. Es ist eine Elite, die von der Kolonialherrschaft das Plündern übernommen hat.

Eigentlich wäre Madagaskar ein reiches Land, es hat Vanille, Mineralien, Gold, Saphir, es hat phantastische Nationalparks, endlose Strände, die größte Artenvielfalt der Welt. Noch Ende der Sechzigerjahre waren die Menschen hoffnungsfroh:

Das Bildungssystem, die Infrastruktur, das Bruttoinlandsprodukt, das Kulturleben entwickelten sich für nachkoloniale Verhältnisse ziemlich gut, allerdings waren da noch kaum Bodenschätze entdeckt, von denen eine verschwindende Minderheit um so ungenierter lebt. Tom Burgis hat ein ganzes Buch über den *Fluch des Reichtums* und die Plünderung Afrikas geschrieben: 69 Prozent der Menschen weltweit, die extrem arm sind, leben in den Ländern mit den größten natürlichen Reichtümern, also etwa Öl, Gas oder Mineralien. Nicht nur die Rohstoffökonomie führt fast automatisch zu Korruption, sondern auch die internationale Hilfe, die mit der Ausbreitung der Armut einsetzt. Vor allem aber bricht mit den Bodenschätzen der ungeschriebene Vertrag zwischen Regierenden und Regierten zusammen, weil der Staat nicht auf Besteuerung angewiesen ist, um sich zu finanzieren, und damit auch nicht auf die Zustimmung des Volks. Sicher, nominell ist Madagaskar eine Demokratie. Aber fast das einzige, was man im Süden von der Politik sieht, sind die grellen Werbeshirts der Präsidentschaftskandidaten und eben die Korruption, die selbst von den Nothilfen zwanzig, dreißig Prozent auffrißt, wie wir allerorten hören.

Es sind Brücken, die überflüssig geworden sind, weil der Fluß nicht fließt oder lediglich ein Rinnsal ist, in dem gebadet wird, Wäsche gewaschen, das Vieh getränkt, ein Lastwagen geputzt, die gelben Kanister aufgefüllt. Blickt man von oben auf die Szenerie, wirkt das breite, trockene Flußbett aus braungelbem Sand wie ein Gemälde von Hieronymus Bosch, das sich aus unzähligen kleinen Szenen zusammensetzt. Nicht alle sind aus der Hölle, es ist auch schön, die Kinder im Wasser planschen zu sehen. Und wie würdig sich die Menschen waschen, Männer wie Frauen, wenn weit und breit kein Sicht-

schutz ist, die Scham stets von einer Hand bedeckt, die Rücken einander zugewandt.

Es sind Felder, auf denen gesät worden ist, Süßkartoffeln, Bohnen, Frühlingszwiebeln, Maniok. Die Zyklone, die die Ostküste verwüstet haben, schienen im Süden ein Segen zu sein, weil sie endlich Regen brachten, viel Regen. Wer sich noch Samen leisten konnte, säte auf seinem Feld. Und ja, auf vielen Äckern sieht man, daß etwas wächst, wenn auch kümmerlich. Wenn es bis zum Herbst nicht mehr regnet, geht wieder alles ein. Es sind Eltern, die sich erinnern, daß sie in ihrer Kindheit jeden Tag satt geworden sind.

Wir sprechen mit der Familie Reminday, die mehr Boden besitzt als andere. Wieviel genau? Der Vater streckt den Arm aus und führt ihn von links nach rechts, nichts davon geerbt. Die Tatkraft, der Scharfsinn, auch die Liebe zum Beruf blitzen ihm genauso wie seiner Frau aus den Augen, die auch im fortgeschrittenen Alter von großer Anmut ist. Die Hütte der Familie ist aus Wellblech, nicht wie die anderen aus Holz, und rot-grün lackiert. Die Kinder besuchen die Schule, drei haben bereits Abitur. Ich mag mich täuschen, aber ich meine den Wohlstand nicht nur an der Ordnung in der Hütte zu erkennen, den Plastikstühlen, dem sauberen Geschirr im Regal, den Reisekoffern, die sorgsam an den Wänden gestapelt sind. Nein, daß es ihnen besser geht, meine ich auch an den zärtlichen Blicken und liebevollen Berührungen der Eheleute zu erkennen. Bei den ganz Armen habe ich keine Zärtlichkeit zwischen Erwachsenen beobachtet. Aber nun bröckelt auch ihre Existenz oder ist bereits halb zerstört. Die nächste Wasserstelle liegt zwanzig Kilometer entfernt, der Kanister kostet 2000 Aryari, er wird mit dem Viehwagen gebracht. Zwei davon brauchen sie jeden Tag, und dann haben sie noch keine

Lebensmittel gekauft. Womit sollen sie das alles bezahlen, das Schulgeld außerdem, den Unterhalt für die Kinder, die bereits studieren? In ihrer Gegend, nicht ganz im Epizentrum der Dürre, liegt die letzte Ernte auch schon vier Jahre zurück. Lange schon zehren sie von ihren Rücklagen und bewirtschaften die großen Felder ganz allein. Sie könnten ihr Land aufgeben und in die Stadt ziehen, noch haben sie die Mittel, um nicht in einem Zeltlager zu enden, sie haben Verwandte dort, die sie aufnehmen, bis sie sich eine neue Existenz aufgebaut hätten. Warum bleiben sie hier? Es ist die Erde unserer Vorfahren, lautet die Antwort, die ich bereits erwartet habe.

Die Vorfahren, das lernt man auf Madagaskar schnell, die Vorfahren sind nicht tot, sie sind gegenwärtig wie der Tisch, der Nachbar, der Baum. Und mit den Vorfahren die jenseitige Welt. Die einzigen Betongebäude, die wir entlang der Piste sehen, sind Grabstätten, und manchmal entdecken wir ein ganzes Dorf, das für ein paar Wochen auf dem offenen Feld wohnt, um gemeinsam eine solche Anlage zu bauen. Die einzigen Feste, auf die wir stoßen, sind Beerdigungen, allerdings nur, wenn jemand in hohem Alter gestorben ist, also mit fünfzig, sechzig Jahren. Dann, ja, dann wird getanzt, getrunken und gelacht. Ich glaube, darin liegt auch ein großer Schutz, um die Gegenwart zu ertragen: wenn sie ohnehin der kleinere Teil der Wirklichkeit ist. Noch sind es vergleichsweise wenige Menschen, die aus ihren Dörfern fliehen, und wen wir auf dem Parkplatz für Viehkarren auch fragten, alle sprachen sie von Rückkehr, um bei den Vorfahren zu sein, sobald der Himmel wieder Regen schenkt. Wenn überhaupt, gehen einzelne Familienmitglieder fort, um etwas Geld zu verdienen, das sie mit denen teilen, die bei den Vorfahren geblieben sind. Es ist der Sternenhimmel, wenn auf hunderte Kilometer nachts

keine Stadt und erst recht kein Dorf beleuchtet ist. Die Milchstraße wirkt so nah, daß man versteht, warum die Menschen sich als Teil des Kosmos sehen.

Das Herz der Finsternis erreichen wir etwa zweihundert Kilometer oder eine Tagesreise mit dem Four-Wheel Drive entfernt von der Stadt Ambovombe, die einen kleinen Flughafen für Hilfsflüge der Vereinten Nationen hat. Wohl deshalb sind hier alle Hilfsorganisationen konzentriert, und wenn Politiker anreisen, schauen sie sich ringsum in den Dörfern um, was schockierend genug ist. Eine Tagesreise weiter, genau gesagt westlich des Städtchens Ampanihy, begegnet uns kaum noch einer der weißen Jeeps. Es sind Kinder, die nicht mehr spielen, Kinder, denen nicht einmal mehr die Einbildungskraft geblieben ist, Kinder, die nicht neugierig auf die Fremden sind. Es ist ein Lehrer, der seine Schüler auffordert, etwas an die Tafel zu schreiben, weil wir so erstaunt sind zu hören, daß sie lesen und schreiben können, wenigstens einen Satz. Ein Mädchen, sieben, acht Jahre alt, steht auf und schreibt langsam *kememoho*. Daß das etwas Schreckliches bedeutet, merke ich an den erschrockenen Blicken der Umstehenden, noch bevor mir der Satz übersetzt wird: «Ich habe Hunger.»

Es sind die Mütter, die immer jünger werden. Wir besuchen ein Gesundheitszentrum, das einzige im Distrikt, seit langem das erste feste Gebäude überhaupt, das keine Grabstätte ist. Gebäude? Na ja, drei Kammern aneinandergereiht: der Empfang, das Arztzimmer sowie das Kabuff für Medikamente, das so gut wie leer ist. Draußen ein Wassertank und ein Hühnerstall. Der Pfleger Seraphine Faralahay, den wir allein antreffen, bekommt kein Gehalt, aber die Verpflegung ist gratis. Hält er deswegen die Stellung? Nein, aus Engagement, sagt er. Die Gesundheitsbehörde habe ihn hierhin versetzt, und etwas

anderes habe er ohnehin nicht zu tun, da könne er auch hier sitzen statt zuhause. Sein einziger Kollege sei der Arzt, und der sei zu einer Hochzeit in die Stadt gefahren. Und wo sind die Patienten?, frage ich. Heute nicht da, antwortet Seraphine – wozu auch, wenn die Medikamente aus sind und der Arzt verreist? Dreimal im Jahr erhielten sie eine Lieferung, die reiche ungefähr einen Monat, manchmal auch zwei. Daß das Haltbarkeitsdatum der Tabletten oft abgelaufen sei, daran hätten sie sich gewöhnt. Schlimmer sei das Warten auf die nächste Lieferung, wenn es überhaupt keine Tabletten mehr gibt. Allerdings vertrauten viele Menschen in der Umgebung ohnehin nicht der modernen Medizin, sie suchten Heiler auf.

Viel Mühe würden der Arzt und der Pfleger auf die Aufklärung zur Geburtenkontrolle verwenden, da hätten sie auch durchaus Erfolg: Die Frauen wollten selbst nicht ein Kind nach dem anderen gebären, das sie nicht ernähren können – die älteren Frauen, schränkt Seraphine ein, also ab einem Alter von zwanzig, fünfundzwanzig. Hätten sie die Mittel für eine Kampagne, also Motorräder und Mitarbeiterinnen, könnten sie in die Dörfer fahren, das wäre natürlich viel wirkungsvoller. Das Problem sei jetzt aber noch ein anderes, das Problem sei, daß die Mütter mit der Dürre immer jünger werden, selbst zwölf oder dreizehn Jahre seien keine Seltenheit, Hauptsache, sie seien aus dem Haus, Hauptsache, ein Kind weniger, das Essen braucht. Mit so jungen Müttern sei überhaupt nicht zu reden über Verhütung, an die kämen sie nicht ran. Überall im Süden Madagaskars die Mädchen, die ein Kleinkind auf dem Rücken tragen, und jedesmal dauert es eine Weile, bis ich begreife, daß sie die Mütter sind und nicht die Schwestern.

Es sind Dörfer, ganze Dörfer, die uns entgegenkommen, so-

bald wir die Türen des Pickups öffnen. Anfangs meine ich, die Bewohner würden um Nahrung flehen oder um Geld, wenn sie uns umringen, aber rasch merke ich, daß sie es gar nicht kennen oder jedenfalls nicht erwarten, daß jemand Hilfsgüter verteilt. Einfach nur zwei, drei Dutzend Schilfhütten mit Strohdächern auf einem freien Feld, ringsum nur noch dorniges Gestrüpp. Wir setzen uns in der Dorfmitte in einen Kreis und hören zu. Von ihrer Lage zu erzählen, gar von ihren Herzen, auch das merke ich nach und nach, sind sie ebenfalls nicht gewohnt. Aber einen Punkt gibt es, und den gäbe es wahrscheinlich auf der ganzen Welt, bei dem sie von selbst reden, nämlich wenn ich frage, wem bereits ein Kind vor Hunger gestorben ist. In dem einen Dorf melden sich drei, in einem anderen Dorf fünfzehn, oder sie antworten, daß es spätestens diesen Herbst geschehen wird, wenn ein weiteres Mal der Regen ausbleibt. Ich blicke auf die matten Augen der Kinder, ihre aufgeblähten Bäuche, den Rotz auf ihren Oberlippen, weil die Nase ständig läuft, und muß kein Arzt sein um zu wissen, daß die Furcht allzu berechtigt ist. Dann wird eines dieser Kinder sterben, die mich jetzt reglos anstarren, oder zwei oder drei oder noch mehr.

Es ist die Erzählung, die seltsamerweise immer ähnlich klingt, wenn ein Kind vor Hunger stirbt, nämlich ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte: Es liegt nicht, sondern sitzt aufrecht auf dem Boden, die Hände um die Knie. Dann sinkt plötzlich der dicke Bauch nach unten, wirklich so, daß man es von der Seite sieht, und das Kind kippt auf einen Schlag um. Ist es Tag, sind die Eltern meist im Gestrüpp, um nach Nahrung zu suchen, die hier meist nur aus Kaktusblättern und Kaktusfrüchten besteht. Jemand wird geschickt, um sie zu rufen, aber sagt ihnen nicht sofort, daß ihr Kind gestorben ist.

Der Schock, so hören wir jedesmal, der Schock wäre zu groß. Es ist etwas passiert, wird ihnen von Weitem zugerufen, kommt rasch. Aber ich wußte sofort, was passiert ist, sagt einer der Väter, der ins Dorf zurückgerannt ist.

Es ist Musik, die eine frohe Botschaft ist. Mit dem Wassermangel geht auch die Kultur zugrunde; mehr als Landwirtschaft und Feste gab es früher nicht, und ohne das eine hat auch niemand Geld für das andere. Vergeblich fragen wir nach den Musikern, für die der Süden Madagaskars berühmt ist. Deshalb durchfährt es uns wie Himmelsgesang, als wir auf der Fahrt zur Küste eine große, ja fast riesige Menschenansammlung auf einem Dorfplatz entdecken und durch die offenen Fenster blecherne E-Gitarren-Klänge wie aus einer Detroitter Garage und ein atemloser Beat zu uns wehen: Beerdigung!, ruft einer meiner Begleiter freudig, und der andere fügt an: Wenn es Musik gibt, weißt du, daß wir wieder auf dem Existenzminimum sind.

Wir steigen aus und schlagen uns zu einem Pickup durch, auf dessen Dach zwei gewaltige Lautsprecher angebracht sind. Auf der Ladefläche selbst ein Schlagzeuger, eine Sängerin und einer, der supercool den Ordner gibt. Neben dem Pickup ein Dieselgenerator, der von der Musik übertönt wird. Aber wo sind die E-Gitarren? Wir gehen um den Pickup herum und entdecken neben dem Fahrer den jungen Rhythmusgitarristen und allein auf der Rückbank den alten Bandleader, der irre Soli spielt und uns dennoch so lässig wie Keith Richards zunicht. Rote Schirmmütze, dunkle Sonnenbrille, Hawaiihemd und schmalgeschnittener Schnurrbart. Die Menge – Männer, Frauen, Alte, Kinder – tanzt ekstatisch, manche verschütten sogar ihr teures Bier. Zwei Tage dauert das Fest, das *Mandriampototse* heißt, «Schlafen unterm Tamarindenbaum», weil

auch die Nächte durchgespielt wird, und wer zwischendurch nicht mehr kann, legt sich unter den Tamarindenbaum und schläft.

Es ist die Nähe zum Meer, erfahren wir, die dem Dorf Nahrung, etwas Einkommen und mit dem Einkommen auch Musik verschafft. Dabei liegt das Meer noch eine Autostunde oder einen halben Tag mit dem Fahrrad entfernt. Die Kuriere, die eilig die Fische weiter in die nächste Stadt bringen, tragen abgewetzte Radlermonturen und immer wieder ihr Rennrad auf den Schultern über Sand und Stein. Mit ihrem Verdienst finanzieren sie die Fahrradwerkstätten entlang der Piste mit, die in einem Verhau aus vier Holzlatten und einer Plane untergebracht sind. Das Wasser, in das die löchrigen Schläuche getaucht werden, ist pechschwarz, weil es niemals weggeschüttet wird.

Es ist die Einsicht, wie wenig der Mensch eigentlich braucht, nur einen Boden, einen Wald, einen See, einen Fluß oder ein Meer, das ihn ausreichend nährt, ab da beginnt schon der Überfluß, das Unzweckmäßige, das Schöne, wodurch das Leben reich wird. Es ist das Wasser, mit dem Kinder sich auf einem Dorfplatz naß spritzen, weil es genügend davon gibt. An der Küste angekommen, gehen wir am Strand entlang, fast fühlt es sich wie Urlaub an, der weiße Sand, die Palmen, draußen auf dem Meer Fischer in Kanus und weit genug entfernt, um nicht die Ärmlichkeit ihrer Kleidung zu erkennen, eine Gruppe von Frauen, Jugendlichen und Kindern, die mit den Füßen im Wasser stehen. Als wir näher treten, sehen wir, daß sie mit Netzen winzige silberne Tierchen fangen, Fische lassen sie sich kaum nennen, und in einem Plastikeimer sammeln.

Was sie mit den Tierchen machen, fragen wir.

Auf dem Markt verkaufen, antwortet eine junge Frau, die

aussieht wie siebzehn, tatsächlich aber sechsundzwanzig ist und Mutter von dreien der Kinder.

Jeden Tag?

Jeden Tag.

Die Kinder auch?

Die Kinder auch, jeden Tag wird ihre Mithilfe gebraucht.

Ich frage, ob sie sich ein anderes Leben wünschen würde. Darüber wisse sie nichts, antwortet die Frau, die die Frage offenbar nicht versteht.

Etwas entfernt von der Gruppe stürzen sich drei Kinder, die wohl noch zu klein sind, um helfen zu können, immer wieder Salto rückwärts einen Hang hinab, fallen weich im Sand und purzeln die restlichen Meter hinunter bis zum Strand. Dann klettern sie hoch, um ein weiteres Mal zu springen. Ihrem Lachen nach zu urteilen und dem Tempo, in dem sie klettern, haben sie einen Heidenspaß. Besser wird es nicht mehr im Leben, fürchte ich.

Es ist die Ratlosigkeit, weil die Menschheit von allen Gütern mehr als reichlich hat, aber sie so ungleich verteilt. Madagaskar selbst hat genug von allem, aber einen Staat, der 95 Prozent seiner Einnahmen in der Hauptstadt ausgibt, weil er von den Kolonialherren den Zentralismus übernommen hat, und nur dank westlicher Entwicklungshilfe überlebt. Die Plastikflasche mit anderthalb Liter sauberem Wasser, die in der Hauptstadt für umgerechnet 50 Cent zu haben ist, kostet im Süden inzwischen das Doppelte, nur wegen des langwierigen Transports und der hohen Benzinpreise. Nötig wären Straßen, Strom, Brunnen, Pipelines für Wasser, um die vorhandenen Güter zu verteilen, wenn schon der Regen ausbleibt. Statt dessen verteilt die Weltgemeinschaft, mit der ja doch nur die reichen Länder gemeint sind, etwas Geld und ein paar Säcke

Reis, damit ihr die Bilder von Hungertoten erspart bleiben. Und wo nichts verteilt wird, schaut ohnehin keiner hin. Gleichwohl bleibt die Frage, die sich kaum irgendwo dramatischer stellt als im Süden Madagaskars, warum ausgerechnet die Moderne keine Zukunft zu kennen scheint.

Am Strand des winzigen Küstenorts Beheloka treffen wir den Fischer Christophe Germain Mananandroko an, der zwischen zwei Kanus sitzt. Kräftige Statur, Halbglatze mit kurzgeschnittenen weißen Haaren, ein weißes, an den Schultern abgeschnittenes Shirt mit dem Logo FFF der Fédération Française de Football, das zufälligerweise auch das Kürzel von Fridays for Future ist. Tatsächlich hat Christophe, der Schulbildung und ein kleines, altes Smartphone besitzt, vom Klimawandel schon viel gehört, und er weiß, daß die Dürre sehr wahrscheinlich damit zusammenhängt. Aber nur die Dürre? Fast gleichzeitig ist der Wind viel stärker geworden, so daß Christophe im Schnitt nur noch zweimal die Woche fischen kann, und wenn er merkt, daß Wind aufzieht, rudert er sofort zurück. Aber viele der Jüngeren fischten in der ersten Generation, sie kannten die Vorzeichen nicht. Vor drei Monaten erst seien zwei von ihnen nicht mehr vom Meer zurückgekehrt, in derselben Nacht. Aber selbst wenn der Wind nicht wehe – das Meer, das Meer, es sei nicht mehr das Meer, das er kennt. Christophe erinnert sich noch genau: Als er jung war, zehn, fünfzehn Jahre alt, mußte er nur knietief im Wasser stehen, da umschwirrten Hunderte, Tausende Fische seine Beine. Da hatte er ganz schnell fünf Kilo gefischt. Jetzt gehst du ins Wasser, sagt Christophe, und siehst keinen einzigen Fisch mehr, keinen einzigen. Selbst hinterm Riff sind nicht mehr viele übrig. Gestern Nacht erst war er draußen mit seinem Sohn, heller Mond und ruhige See, um acht Uhr los, um vier zurück,

und was haben sie gefischt? Ganze anderthalb Kilo, das reicht gerade fürs Mittagessen der Großfamilie. Früher konnte er etwas beiseite legen, den Kindern ein paar Geschenke kaufen, bei den Enkeln geht das nicht mehr.

Liegt es an den Industriefischern?, frage ich. Ja, da draußen seien große japanische Schiffe, die hätten einen Vertrag mit dem Staat. Allerdings gebe es sie schon länger, die Industrieschiffe können nicht der einzige Grund sein. Also hängt vielleicht auch der Fischschwund mit dem Wind zusammen? Und der Wind mit dem Klimawandel? Ich weiß es nicht, antwortet Christophe, aber unser Hauptproblem ist ohnehin etwas anderes. Was denn? Unser Hauptproblem ist, daß das Korallenriff inzwischen fast vollständig zerstört ist, und zwar von uns selbst. Das Riff ist die Heimat der Fische, sie tummeln sich dort alle, jeder Fischer weiß das eigentlich. Wir haben eines der längsten Korallenriffe im Indischen Ozean, und jetzt gibt es dort kaum noch etwas zu fischen, man muß immer weiter raus aufs Meer, um überhaupt etwas zu bekommen, aber dort hat man das Problem mit dem Wellen, dafür sind unsere Boote nicht gemacht.

Gibt es denn niemanden, der den Fischern den Zusammenhang erklärt?

Es gebe Programme, um die Fischer zu sensibilisieren, vom WWF, von Blue Ventures, von den madegassischen Nationalparks, aber was dort erklärt werde, das wüßten die Fischer doch eigentlich, das sei überhaupt nicht neu, die Fischer wüßten, daß ihr Leben vom Riff abhängt.

Weshalb zerstören sie es dann, weshalb zerstören ihre eigene Zukunft?, frage ich.

Es sei eine neue Generation, antwortet Christophe, es lebten immer mehr Menschen in den Dörfern, und von denen führen

immer mehr aufs Meer, weil ihr Boden keinen Ertrag mehr bringe. Aus dem ganzen Hinterland kämen sie jetzt, um Fische zu fangen, aber kennten sich überhaupt nicht aus. Würfen ihre Netze übers Riff, befestigten sie am Riff, stellten sich aufs Riff, ja, sie liefen übers Riff, das alles gab es früher nicht.

Wann früher?

Als ich jung war, also sagen wir vor vierzig Jahren, da hat kein Fischer jemals das Riff auch nur berührt. Dafür haben wir keinen WWF gebraucht, das haben uns die Vorfahren verboten.

Und warum haben die Menschen die Beziehung zum Meer verloren?

Gier, antwortet Christophe sofort, es ist die Gier. Dann erzählt er von einem der Fischer im Dorf, der sich spezielle Netze besorgt hat, um mehr Fische zu fangen, was ihm wiederum neues Geld verschafft. Von dem wenigen, was überhaupt noch da sei, fische dieser Mann, ein Nachbar, alles ab und lasse den anderen nicht mal einen Rest. Diese Gier, immer mehr zu haben, das kannten wir früher nicht, niemand bei uns, mehr oder weniger waren wir alle gleich.

Wie sehen Sie die Zukunft des Fischens?

Schlecht, ganz schlecht, das wird völlig verschwinden hier, fürchte ich.

Haben denn die Programme überhaupt keinen Effekt?

Ach was, die Leute sagen während des Trainings «ja, ja» und machen am nächsten Tag weiter wie bisher.

Dann liegt die Ursache also bei den Leuten selbst?

Ja, wir sind schuld, wir selbst, wir wissen es und machen es dennoch. Die Ursache ist: Der Geist der Menschen sinkt herab.

Aber die Leute können doch nichts für den Klimawandel,

sie können nichts dafür, daß es nicht mehr regnet, daß der Wind so stark geworden ist.

Ja, ich weiß, dafür können sie nichts.

Also was glauben Sie, woran liegt das?, frage ich: Der Mensch ist so clever, nehmen Sie nur einmal dieses Smartphone hier, also meins, da steckt so viel Intelligenz drin, allein schon in so einem winzigen Gerät, so viel Erfindungsgabe, Klugheit, technisches Geschick. Warum zerstört der Mensch dann die Erde, obwohl von ihr sein Leben abhängt?

Christophe lacht traurig und sagt nichts.

Haben Sie denn gar keine Idee?, insistiere ich: Ich selbst weiß es nämlich nicht, bin den ganzen Weg hergekommen, vom weiten Deutschland bis hierhin, und habe keine Antwort gefunden.

Christophe nimmt mir das Smartphone aus der Hand, das neuer und größer ist als seins, und sagt: Schauen Sie, dieses Gerät, das hat ein enormes Gedächtnis. Dreißig Gigabyte, hundert Gigabyte, zweihundert Gigabyte?

Ich wundere mich, daß ein älterer Fischer in einem winzigen, abgelegenen Nest an der Südküste Madagaskars, wo die nächste Asphaltstraße mehrere Tagesreisen entfernt liegt, daß dieser Mann das Wort Gigabyte kennt. Und wundere mich auch nicht, nachdem ich in einem noch fernerem Dorf scharfe Gitarrenriffs und rasende Beats gehört habe.

Allein in diesem Smartphone, fährt Christophe fort, steckt so viel mehr Gedächtnis, als irgendein Mensch besitzt. Aber dieses Gedächtnis ist nichts gegen das Gedächtnis der Natur. Das Gedächtnis der Natur reicht viel weiter, das reicht bis an den Anfang der Schöpfung der Welt zurück.

Es ist auch der Fischer Christophe Germain Mananandroko, der mehr zu wissen scheint als wir.

KOLONIALISMUS

Nairobi

Die Reichen benötigen keine Bürgersteige. Wer zu Fuß unterwegs ist, fast ausschließlich das Personal, schlängelt sich an beiden Seiten des Asphalt entlang. Zum Glück herrscht in den vornehmen Vierteln wenig Verkehr und liegen die Straßen im Schatten der Bäume, die sich hinter den Mauern erheben. Fast ist es, als gehe oder führe man durch einen Wald. Abends dann ein seltsamer Effekt: Die Laternen leuchten, dabei sind die Straßen wie leergefegt, kaum ein Fußgänger mehr unterwegs, ab und zu ein Auto. Wegen der Mauern ist nicht mal ein erhelltes Fenster zu sehen, dafür sind die Kronen der Bäume erhellt – für wen? Wo die Bürgersteige hingegen bis in den Morgen belebt sind, im Zentrum, in den riesigen Slums, noch in den Wohnvierteln des Mittelstands, breitet sich mit dem Sonnenuntergang überall Dunkelheit aus. Zwar gibt es Straßenlaternen, aber schon lange hat die Stadt nicht mehr die Stromrechnung bezahlt. In den Westlands sorgen die Bewohner selbst für Generatoren. Vom Himmel aus betrachtet, muß Nairobi nachts wie eine sehr kleine Stadt aussehen.

Ich bin abends eingetroffen, mit dem Minibus. Die Mitreisenden kicherten, als ich ihnen die Adresse des Freundes zeigte, bei dem ich übernachten würde, so wenig paßte das vornehme Ziel zum billigen Verkehrsmittel. Ausgeschlossen, bedeuteten sie mir, ausgeschlossen, daß ich mir im Chaos des Busbahnhofs selbst ein Taxi suchen könnte – mit meiner Hautfarbe und dem großen, silbernen Koffer, noch dazu ohne Ortskenntnisse und lokale SIM-Karte. Nach längerer Diskussion wurde beschlossen, daß der Fahrer erst alle anderen ausstei-

gen läßt und anschließend mich zu einer Tankstelle bringt, von wo er per App ein Taxi bestellt. Mehrfach hielten ihn meine Mitreisenden an, bei mir zu bleiben, bis er mich dem anderen Fahrer sicher übergeben hätte. Viel mitsprechen konnte ich nicht, die Diskussion wurde in Suaheli geführt, lediglich die Ergebnisse bekam ich auf englisch mitgeteilt. Die Fürsorge kam mir übertrieben vor, aber als ich mich am Busbahnhof umsah und auf der Weiterfahrt zur Tankstelle in der Innenstadt, war ich doch froh, wie ein Kind behandelt zu werden, das sich verlaufen hat. So viele Menschen ringsherum, so viele Autos aus allen Richtungen, und alles im Dunkeln. Ich fragte mich allerdings auch, was die Fürsorge ausgelöst hatte. Nur daß ich fremd war oder auch meine Hautfarbe? Oder die Zugehörigkeit zu einer höheren Schicht? Wären die Mitreisenden mit einem weißen Habenichtts genauso freundlich umgegangen, und mit einem schwarzen ebenso? Auf mich wirkte es wie die reine Mitmenschlichkeit, aber vielleicht liegt dem Eindruck schon mein kolonialer Blick zugrunde, der die Klassenunterschiede ausblendet, und nicht nur die Klassenunterschiede, sondern die Hierarchie der Hautfarben auf der Welt. Tania Blixen fand die Neger auch sehr nett.

Eine Schranke, uniformiertes Sicherheitspersonal, Schäferhunde, Überwachungskameras, links und rechts Stacheldraht: das Tor zur Gated Community. Ein zweites Tor, wieder mit Schranke und Uniformierten, hinter dem sich das Grundstück befindet: gepflegter Rasen, Dienstwohnungen, der Parkplatz, die Großküche. Erst als sich die dritte Schranke öffnet – zum dritten Mal Sicherheitsleute, die mit einer Taschenlampe ins Taxi leuchten –, fahren wir vor die Villa. Der Pool wird dahinter liegen, unsichtbar fürs Personal. Wohnt hier eine weiße Familie oder eine schwarze? Von außen ist das nicht zu sagen:

Der Reichtum macht gleich, nicht die Armut. Es geschieht nicht oder so gut wie nicht, daß weiße Menschen in Flüchtlingsboote steigen oder vor Hunger sterben, an jeder Grenze zur Seite gewinkt, abgewiesen oder interniert werden, weil allein ihr Paß sie bereits verdächtig macht. Gab es zu Zeiten des Kolonialismus auch in Europa ein Elend, das dem im Afrika kaum nachstand, ist die unterste soziale Klasse der Weltbevölkerung heute ausschließlich farbige beziehungsweise PoC, wie man es jetzt nennen soll, als ob damit ein Fortschritt erreicht wäre. Tatsächlich täuscht das technisch anmutende Kürzel darüber hinweg, daß immer noch Rassen voneinander unterschieden werden, selbst heute in unserer emanzipierten Welt. Auch deshalb riefen die Bilder aus der Ukraine einen solchen Schock hervor: weil die Weißen ihre eigene Hautfarbe nicht mehr mit Hunger, Flucht und bitterer Armut assoziiert hatten. Anderswo auf der Welt sind dieselben Bilder viel häufiger mit Gleichgültigkeit aufgenommen worden, vereinzelt sogar mit Häme: Ach, ihr erlebt es auch?

Sicher, Obdachlosigkeit kennt der Westen ebenfalls, sie nimmt sogar zu, je weniger Menschen es sind, die immer mehr Gewinn erzielen. Aber Slums mit ungepflasterten Straßen, Müllbergen und offener Kanalisation, von der Geburt bis zum Tod ein Leben in Wellblechhütten oder in Zelten aus Plastikplanen? Wenn, dann leben Flüchtlinge darin. Das Ende der Kolonisation manifestiert sich in Nairobi darin, daß in den ehemaligen Vierteln der Weißen, die sich über die grünen, malerischen, klimatisch angenehmen Hügel im Westen der Stadt erstrecken, nun auch reiche Schwarze leben. Umgekehrt, in die staubige, schattenlose Ebene, die die Kolonialherren einst den Schwarzen zuwiesen, fand kein Zuzug aus den Westlands statt. Die Struktur der Stadt hat sich kaum geändert, auch

nicht die soziale Apartheid. Das Verkehrsnetz etwa ist komplett auf Autofahrer ausgerichtet, obwohl keine zehn Prozent der Bewohner ein Auto besitzen dürften. Unsummen flossen in die Autobahn, die von den Westlands quer durch, nein: über die Stadt hinweg auf Pfeilern zum Flughafen im Osten von Nairobi führt. Befahren wird sie kaum, weil sich selbst unter den geschätzt zehn Prozent Autofahrern nur wenige die Gebühren leisten können. Aber ob ein Fahrer schwarz ist oder weiß, das ist an den Kassenhäuschen des Highways egal. Auch in der Gated Community bemerke ich, daß die Bediensteten die Bewohner gleich welcher Hautfarbe mit Sir oder Madam anreden. Lediglich am Tor wird ein Unterschied gemacht: Wer weiß ist, den winken die Sicherheitsleute sofort durch, egal ob sie ihn kennen oder nicht. Ein schwarzer Besucher muß erst zu erkennen geben, daß er dazugehört. Auf Madagaskar nannten die Menschen im bitterarmen Süden meinen Begleiter Lova ebenfalls Vazaha, «Weißer», obwohl er nur ein Hauptstädter war – aber wie ich im Auto heranfuhr und mit Sneakers, Sonnenbrille und Dreiviertelhose weitere Insignien des Reichtums trug.

Auf einer Krankenstation der *German Doctors* in Koro-gocho, dem drittgrößten Slum von Nairobi, komme ich mit Sarah ins Gespräch, dreißig Jahre alt, die zufällig in genau der Gated Community als Hausangestellte gearbeitet hat, in der ich zu Gast bin. 500 Schilling verdiente sie am Tag, umgerechnet etwa drei Euro, die Hälfte davon mußte sie für die Fahrt aufwenden. Benötige ich mit dem Taxi eine halbe Stunde für die Fahrt, wechselt sie zwei- bis dreimal den Bus, um schließlich am Rand des Asphalt den Berg hochzulaufen, zweieinhalb Stunden jedes Mal, für eine Strecke wohlgermerkt. Der letzte Arbeitgeber war eine indische Familie, die Leute hätten

sie gut behandelt. Aber als erst Sarahs Kind krank wurde und dann auch noch sie selbst, mußte Sarah ihre Arbeit aufgeben, eine Sozialversicherung hatte sie natürlich nicht.

Und deine Arbeitgeber?, frage ich, haben sie nicht Hilfe angeboten? Sie haben doch gesehen, warum du kündigen mußtest.

Sie fragten nicht nach, sondern wünschten nur gute Besserung, antwortet Sarah.

Ich frage, was ihr durch den Kopf ging, wenn sie morgens in die Villa trat.

Ich war jeden Morgen frustriert, erinnert sich Sarah: Ich verstand einfach nicht, warum sie in dieser Welt leben und ich nicht. Warum ich in Korogocho geboren bin und nicht sie. Aber dennoch mußte ich dahin, und dankbar sein mußte ich auch. Jetzt habe ich den Job nicht mehr, und das ist viel schlimmer.

Macht es einen Unterschied, ob die Arbeitgeber weiß sind oder schwarz oder indisch?

Nein, nicht wirklich. Die Weißen zahlen etwas mehr.

Und was ist dein Ziel?

Ich will auch so leben. Ich träume davon, selbst Angestellte zu haben. Ich weiß, daß das unrealistisch ist, aber ich träume davon jeden Tag.

Und würdest du die Bediensteten anders behandeln?

Ja, das würde ich. Ich würde dafür sorgen, daß sie genug zu essen haben, auch zuhause. Die Leute haben überhaupt keine Vorstellung davon, wie das Leben im Slum ist, sie wollen es auch nicht wissen. Aber ich weiß es, deshalb wäre ich großzügiger als sie.

Der Kosmopolitismus ist anziehend, der einem in den Shopping Malls, Clubs und schicken Restaurants von Nairobi begegnet; an den Tischen, auf den Tanzflächen, in den er-

staunlich vielen Buchläden eine so vibrierende Buntheit der Herkünfte und Lebensläufe; auch ein Gutmeinen bis hin zu Mülltrennung und *vegan food*, das in den Westlands so selbstverständlich ist wie in der Mitte Berlins. Wahrscheinlich gibt es keine andere Metropole in Afrika, in der sich Weiße so wohlfühlen wie in Nairobi, weil ihr Lebensstil sie hier kaum von den Schwarzen separiert. Ihr Weißsein zwingt sie nicht in eine Enklave – und befreit sie damit von dem schlechten Gewissen der Kolonialherren. Denn worin besteht der Kern des kolonialen Projektes? Bereits vor Aimé Césaire und Frantz Fanon, in den Dreißigerjahren, sah Simone Weil den Kern in der Entwurzelung. Sie meinte die damalige Arbeiterschaft, aber dachte die Kolonialvölker mit. Jede Eroberung bringe eine Entwurzelung mit sich, aber wenn die Eroberer Wandervölker seien, die sich in dem eroberten Land niederlassen, sich mit dessen Bevölkerung mischen und dort selbst Wurzeln schlagen, könne etwas Neues entstehen. Die Hellenen in Griechenland, die Kelten in Gallien, die Mauren in Spanien. «Wenn aber der Eroberer in dem Territorium, das er in Besitz genommen hat, ein Fremder bleibt, wird die Entwurzelung für die unterworfenen Bevölkerung zu einer beinahe tödlichen Krankheit. Sie erreicht die höchste Stufe bei Massendeportationen, wie in dem von Deutschland besetzten Europa oder im Niger-Bogen oder immer da, wo alle einheimischen Traditionen brutal unterdrückt werden, wie etwa in den französischen Besitzungen in Ozeanien. Aber auch ohne eine militärische Eroberung können die Macht des Geldes und wirtschaftliche Übermacht den Zwang eines ausländischen Einflusses so stark werden lassen, daß er die Krankheit der Entwurzelung verursacht.» Indem sich in den Westlands die ehemals Eroberten – einige unter ihnen – zwanglos unter die ehemaligen Eroberer

mischen, heben sie das koloniale Projekt im dreifachen Sinne des Wortes auf: Sie negieren es, sie erheben es, und sie überführen es in eine neue Form.

Neben Sarah wartet Sharon darauf, zur Ärztin gerufen zu werden, auf dem Schoß ihr kranker, schlafender Sohn, vier Jahre alt. Sie selbst ist zweiundzwanzig, ist aus dem Dorf nach Nairobi gezogen, um als Hausangestellte zu arbeiten – ja, ebenfalls in den Westlands – und Geld nach Hause zu schicken. Als sie schwanger wurde, nahm sie ihr Freund auf, der auf Baustellen jobbt. Immerhin. Die *German Doctors* betreiben ein eigenes Zentrum für Mädchen, die ungewollt schwanger wurden, nicht selten erst dreizehn, vierzehn Jahre alt. Während der Pandemie, als viele ihre Arbeit verloren und die Schulen ein Jahr geschlossen waren, nahm die Zahl der jungen Mütter, die von den Vätern ihres Kindes sitzen gelassen wurden, noch einmal dramatisch zu. Ungefähr 10000 sind zur Zeit in Nairobi registriert, die tatsächliche Zahl dürfte viel höher sein. Die Kirchen, die Verhütungsmittel verteufeln, sind in der Sorge um das geborene Leben längst nicht so beherzt.

Behandelt dein Freund dich gut?, frage ich.

Ja, jedenfalls schlägt er mich nicht.

Bist du glücklich mit ihm?

Nein, aber ich habe keine Wahl.

Spätestens in zwei Jahren muß der Sohn zur Schule, die billigste kostet 6000 Schilling im Jahr, dazu die Uniform, die Bücher – unmöglich für sie, das Geld allein zu verdienen.

Also war es ein Fehler, das Dorf zu verlassen?

Ja, das war es, antwortet Sharon. Aber jetzt kann ich nicht mehr zurück. Weißt du, als ich klein war, wurde ich jeden Tag satt. Mein Kind wird nicht mehr jeden Tag satt, ich kann ihm das nicht bieten. Das ist ein schreckliches Gefühl für eine Mutter.

Simone Weil schrieb ihre Gedanken zur Entwurzelung in äußerster Einsamkeit auf, als noch kaum jemand in Europa ein Bewußtsein für die Anmaßung, die Brutalität und Zerstörungsgewalt des Kolonialismus hatte, wie Michel Leiris Jahre später in seinem Vorwort zur Neuauflage seiner Reiseaufzeichnungen aus den Dreißigerjahren schrieb. Leiris spricht sich überhaupt nicht frei, und liest man heute sein *Phantom Afrika*, mit dem in den Achtzigerjahren der Ethnoboomb begann, merkt man ihm auf jeder Seite den Blick des Eroberers an. Des Eroberers, ja, obwohl der dreißigjährige Leiris als Ethnograph unterwegs war, der die klassischen Sprüche der Kolonialverwalter kritisierte, bei denen er überall zu Gast war: «Soll mir einer diese Leute verstehen», hörte er, wo immer die Unterworfenen nicht so dachten wie die Weißen: «Nicht zu begreifen, sag ich Ihnen.» Aber Leiris, der die anderen Expeditionsteilnehmer für ihr arrogantes Auftreten und die räuberische Rücksichtslosigkeit gegenüber der einheimischen Bevölkerung kritisierte, blieb ebenfalls außen vor, versuchte gar nicht erst, die Welt mit den Augen der Menschen zu sehen, die er ausfragte, führte Feldforschungen durch wie ein Geologe, als wären die Herzen aus Stein.

Eine Sozialarbeiterin der *German Doctors* – die Mitarbeiter sind überhaupt nur Einheimische, aus Deutschland sind lediglich zwei Ärzte zu Besuch, die ihre Urlaubszeit regelmäßig für den Einsatz im Slum verwenden – führt mich zwischen den Wellblechverschlägen und Zelten aus Plastikplanen hindurch zu einigen der jungen Mütter, die sie betreut. Auch Korogoshi ist – wie so viele Slums auf der Welt – eine einzige Wiederaufbereitungsanlage. Nichts, was der Mensch wegschmeißt, scheint den Armen zu nichtig, um es nicht zu recyceln und weiterzuverkaufen, Blechdosen, Autoreifen, Plastiktüten, Stromkabel,

kaputte Elektrogeräte ... links und rechts der Hauptgassen türmt sich der Abfall, der keiner bleibt. Was tatsächlich nicht mehr zu gebrauchen ist, erhebt sich am Rand von Korogosho zu stinkenden Hügeln aus Müll, den Eastlands sozusagen – auf denen aber immer noch Scharen von Kindern nach Brauchbarem suchen. So schmutzig der Slum anmutet, so wenig Wert man auf Nachhaltigkeit legen dürfte dort, wo man über jeden Tag froh ist, an dem man nicht hungernd einschläft, dürfte der ökologische Fußabdruck der Bewohner im Tausendstel-Bereich dessen sein, was wir in unserer wohlmeinenden Gated Community am anderen Ende Nairobis an Emissionen verursachen. Im Vergleich zu den Gated Communities namens EU, China oder USA sowieso.

Das traurigste unter den vielen traurigen Schicksalen, mit denen mich die Sozialarbeiterin bekannt macht, trägt die siebzehnjährige Fibi, die aussieht wie vierzehn: Das Kind, das sie nicht wollte, hat Epilepsie. Inzwischen ist es drei Jahre alt, ein Mädchen, Leila, strubbelige Haare, sitzt mit nach oben gerichteten Pupillen auf Fibis Schoß, die weißen Augäpfel fast bis unter die Lider gerutscht, wie eine kindliche Madonna, die Arme seltsam verwinkelt, als gehörten sie nicht zum Körper. Ich frage mich, wie alt Fibi ausgesehen hat beziehungsweise wie jung, als sie mit ihrem Freund zusammenkam.

Ich liebte ihn, sagt sie mit stockender, leiser Stimme: Er versprach mir, mich zu heiraten.

Und dann?

Als ich schwanger war, lief er weg. Das Kind hat er nie gesehen. Er weiß nicht mal, daß es krank ist.

Ich frage Fibi, wie ihre Eltern auf die Schwangerschaft reagierten.

Sie waren wütend, vor allem mein Vater.

Haben sie dich geschlagen?

Nein, sie haben nur geschimpft, aber heftig, das war wie Folter. Ich habe versucht, mich umzubringen. Meine Mutter brachte mich ins Krankenhaus, danach wurde es zuhause besser. Sie sprach mit meinem Vater, und irgendwie akzeptierte er das Baby. Aber dann kam es krank zur Welt, mit Epilepsie.

Und dann?

Das war ein schlechtes Omen für meine Eltern, für alle.

Zum Glück kamen Fibi und das Baby bei ihrer älteren Schwester und deren Familie unter, sechs Personen, ein Zelt aus Plastikplanen, ein Schrank, ein Stuhl, ein schmales Eisenbett, das tagsüber als zweite Sitzgelegenheit dient. Nachts schlafen vier auf dem Boden. Die erste Zeit war am schlimmsten, da hatte das Baby vier bis fünf Anfälle am Tag. Jetzt, dank der Medikamente der *German Doctors* und einer ambulanten Therapie, kommt es im Durchschnitt nur noch zu einem Anfall täglich.

Aber wie soll ich nur Geld verdienen?, fragt Fibi: Das Kind braucht ständig Betreuung, und meine Schwester und ihr Mann arbeiten beide den ganzen Tag. Wie soll ich je eine Stelle bekommen?

Was würdest du denn gern arbeiten?

In einem Kosmetikstudio. Das wäre mein Traum.

Für Simone Weil war Mitleid die einzige Empfindung, die ihr für eine Französin statthaft schien, und zwar nicht, weil es in seiner bedingungslosen Form die Hierarchie abschafft, sondern weil auch ihr eigenes Glück, das Glück, in eine reiche Familie, in einen mächtigen Staat geboren zu sein, ein Gegenstand des Mitleids ist. Mitleid mit dem Vaterland sei das einzige Gefühl, das in Frankreich nicht falsch anmutet. Während der Stolz auf die nationale Größe seiner Natur nach die

anderen ausschlieÙe, sei das Mitleid als einziges Gefühl universal. «Für das Mitleid ist selbst das Verbrechen kein AnlaÙ, sich zu entfernen, sondern ein Grund, sich zu nähern, um nicht die Schuld, sondern die Schande zu teilen. So blickt das Mitleid mit offenen Augen auf das Gute und auf das Böse und findet in beiden Gründe für die Liebe.» Wie gesagt, Weil schrieb das in ihrem Traktat über die verarmte, elende Arbeiterschaft Frankreichs und die Lohnarbeiter auf den Feldern, aber sie meinte die Kolonisierten mit.

Heute ist die Arbeiterschaft in Frankreich, überhaupt in Europa – mögen die Gewerkschaften und Gelbwesten auch weiter MiÙstände beklagen – nicht mehr verarmt und elendig. Zustände wie damals träfe Weil heute in den Fabriken und auf den Feldern nicht mehr an. Heute würde sie sich einreihen, wenn sie abends von Korogoshi zurück in die Westlands führe und ihr auf dem Standstreifen der Stadtautobahn, auf den schattigen Straßen der alten Kolonialviertel und hinter den Schranken der Gated Community all die Bediensteten entgegenkämen, die zurück in die Slums laufen, jeden Morgen, jeden Abend eine lange, endlose Kolonne von Hausangestellten, Gärtnern, Handwerkern, Wachmännern, die die Stadt zu Fuß durchqueren. Sie würde sich einreihen, so wie sie in den Dreißigerjahren ihr bürgerliches Leben aufgab und über ihre Kräfte hinaus in den Fabriken schuftete, in Baracken übernachtete, auf den Feldern ackerte, um das Leben der Armen zu teilen – und dabei schauten die Armen wegen ihrer Ungeschicklichkeit und physischen Schwäche auch noch auf sie herab.

Und ihr Hungertod 1943 in London? War er nicht eine absurde, nutzlose, vollkommen verrückte Solidarität mit denen, die ohne Nahrung sind? Die Heiligen reihen sich ein, während

ich erst durch eine, dann die zweite, schließlich die dritte Schranke fahre, um in die Villa meines Freundes einzutreten, der schwarz ist oder weiß oder meinetwegen auch indisch oder japanisch oder was weiß ich. Wo sie einen Swimmingpool besitzen, werden alle Menschen gleich.

